WerkstattGeschichte 20, Ergebnisse Verlag, Hamburg 1998, S. 107-109

Aufruf zur Nekrophilie

Zur Ausstellung »Expedition TITANIC«

Die Ausstellung ist bis zum 30. September 1998 in der Speicherstadt Hamburg zu sehen, Kehrwieder 2-3, Eintritt 18.- DM, ermäßigt 12.- DM.

Ein schlichtes Gemüt muß man haben, anspruchslos sein, da hat man's gut und kann eine solche Ausstellung genießen. Für mich träfe das zu, wenn ich nicht schon 'zig Jahre vor Ausbruch des Titanic-Wahns genug, nein: zuviel über dieses Verhängnis gelesen hätte, und so gelange ich mit der Schau nicht zur vollen Erleuchtung, hier in der modischen Speicherstadt des Hafens von Hamburg, deren Härte und spröder Charme ebenfalls Geschmacksache bleibt.

Stellenweise aber, bei den Zeugenaussagen überlebender Passagiere etwa, die hier bedrückend gesprochen, von Portraitfotos ergänzt, wiedergegeben werden, und besonders bei den Filmfetzen kann ich mich nicht und kann sich niemand dem Entsetzen und der Erschütterung entziehen. Die Dramatik dieser zweieinhalb Stunden des Untergangs eines Riesenschiffes, selbst wenn die degoutante Aufmachung der haarsträubenden Sensation abgezogen wird, erfaßt uns unmittelbar. Tatsächlich, ein Schauder läuft mir über den Rücken, ich zittere – immerhin, das kriegt also diese makabre, überflüssige, unangebrachte Ausstellung fertig. Die will nun wohl auch dem letzten Debilen noch auf die Sprünge helfen, daß er sich unter beschleunigtem Speichelfluß die ausgeleierten Kontraste von Arm und Reich, von Luxus und Leiden, von Erstaunen und Ertrinken ausmalen kann. Und es stimmt ja sogar, eine empörende Kluft schied seit jeher die Erste von der Dritten Klasse der Menschheit; und an diesem ihr eingebauten Skandal ändert sich scheint's nichts.

Muß ich mich nun meiner Bahncard First schämen? Und so tappt der Besucher durch die gutgemeinten Räume und wird durch Hunderte von Einzelheiten, hin- und hergerissen zwischen der Nostalgie der Fracks und Zobel, der Guten Alten Zeit – vielleicht war doch was dran? – und dem schäbigen Elend der Auswanderer und Heizer. Er kann sich weiden an den Todesängsten der ruchlosen Mächtigen, deren Gewinnsucht die Katastrophe herbeirief, und er kann als Unbeteiligter ihre späten jämmerlichen Rechtfertigungsversuche verachten. Es wird alles erklärt, was man schon weiß, und doch werden wir uns später dabei erwischen, wie wir den zu Haus Gebliebenen mit ausholenden Gebärden das Sinken, die berühmte, sich grauenhaft verstärkende Vorlastigkeit des Schiffes vorführen. Der Name »Titanic«, das Schiff als Idee und Schicksal, steht für alle diese Empfindungen und für noch viel mehr. Ein kurzlebiger Boom, die Seifenblase einer Show, ein gekonntes Marketing schwemmt uns nun das Wrack von 1912 vor die Füße. Untergegangen! Das wissen wir ja. Aber wer könnte sich dem Sog dieser plötzlichen Veranstalterei entziehen, wenn ihm authentische Leder- und Leinenteile vor die Nase gehalten, die Verantwortungslosigkeit der Eisbergignoranten vor Augen geführt, die Schreie der Ertrinkenden in die Ohren getrichtert werden? Und erst der Tod und die Liebe: Wenig Liebesgeschichten habe ich im Laufe meines Kinolebens gesehen, die kitschiger gewesen wären, und doch oder darum eben saß ich verzweifelt mit 750 anderen, weinenden, überwiegend jungen Ergriffenen im Großkino, als das reiche Mädchen ihrem schönen, armen, ertrinkenden Geliebten flehend ins erlöschende Gesicht schrie: »Komm zurück! Komm zurück! Komm zurück!«

Aber das ist der Film, der letzte. Wir sind in der Ausstellung, die es schwerer hat als die 200-Millionen-Schnulze, uns in den Bann dieses Unglücks zu ziehen. Und doch geschieht es: Mich gruselte es, und ich

wandte mich ab von einem Schuh, stiefelähnlich, hochgeschlossen, wie ihn Damen damals trugen oder Frauen 3. Klasse, wer weiß. Und wer weiß, ob er einfach aus einem Regal geschleudert oder gerade getragen wurde? Wie ist es der Frau ergangen, und – wer traut sich zu grübeln, während man, leiser geworden, durch die Räume fleddert, wer denkt zu Ende, was sich keiner vorstellen will, aber trotzdem tut - wie hat sie sich, die Frau, wie hat sich das im Schuh aufgelöst? Ein schlimmer Stiefel.

Und ein anderer Stiefel war es, und dann ein ganzer Stiefelhang, der die Entdecker um Dr. Ballard im Juni 1989 zum Grab des Schlachtschiffes »Bismarck« führte. Auch sie beleuchteten und fotografierten dieses gewaltige Schiff, das durch die Schuld des Flottenchefs von 2876 Granaten verwüstet auf dem Grund liegt, seiner Türme beraubt, so wie die »Titanic« ihre auftrumpfenden Schornsteine schmählich verlor, aber dann warfen die Amerikaner einen Kranz in die Wellen und ließen den geschlagenen Koloß mit seinen 2106 Toten ruhen. Hier paßt es, das Wort vom ehrenden Gedenken. Und war das elegante Kriegsschiff nicht auch so mächtig gewesen, ganz unschlagbar und ebenfalls auf seiner ersten und einzigen, tödlichen Fahrt? Ein stolzer Kraftprotz, und daher wurde es in dieser Zeit, 1941, so männlich begriffen, daß der Kommandant Lindemann der Besatzung befahl, nicht länger von der, sondern von dem »Bismarck« zu sprechen.

Kehren wir zu unserer weiblichen »Titanic« zurück, die in dieser Ausstellung entkleidet wird. Es bleibt uns verwehrt, mit unserer Scheu, mit einem unwillkürlich gefühlten Respekt vor der Größe des Ereignisses zurückzutreten, zur Seite zu sehen, wo uns intime Einblicke aufgedrängt werden. Toilettengegenstände zeigen sich, porzellanenes Waschgeschirr, Silberbesteck, eine rotgoldene Uhr, wie sie meine Großmutter an der Kette trug, eine vergammelte Taschenuhr 3. Klasse, tausend Teile und – nun soll man sicher lachen: ein Nachttopf. Von hier ist es nicht mehr weit bis zu der tiefgründigen Frage, die an einer Wand mit lächerlichen Sprüchen, aber auch solchen von Heiner Müller oder Rilke klebt: ob »der Sex« in der 1. oder in der 3. Klasse besser war.

So ganz müssen sich die Ausstellungsmacher aber ihrer dreisten Darbietung doch nicht sicher gewesen sein. Sonst hätten sie den weiten schwarzen Raum nicht so effektvoll, ja liebevoll inszeniert, in dem man bei völliger Dunkelheit vorsichtig, ja heimlich gar, Blicke in raffiniert beleuchtete Vitrinen werfen soll, die demnach besonders Sehenswertes bergen. Geraubtes natürlich, dem toten Schiff Entrissenes, das man den rächenden Augen der Meeresgötter im hellen Licht darzubieten nicht wagen darf. Hier in der Dunkelheit breiten sich die Reize des Obszönen vor uns aus, jede der vielen Indiskretionen wartet darauf, begeifert zu werden, die Slips der Fundstücke sind mit dem Entrosten heruntergezogen. Warum um alles in der Welt wird das ganze Zeugs heraufgeholt? Müssen wir alles begrapschen, um es zu begreifen? Leider glaube ich, daß wir so weit heruntergekommen sind; auch mein Verstand sagt ja dazu, gegen mein Gefühl, das mir offenbar nicht die mythischen Räume erschließt, die Ernst Jünger aus immer wieder gelesenen Berichten von Schiffbrüchen gewann, die ihm »einen der Schlüssel zu unserer Zeit« gaben. Hätte Howard Carter, als er endlich Tutenchamuns Grab fand, es leise wieder versiegeln und hoffen sollen, daß die unvergleichlichen, enthüllenden Kostbarkeiten weitere 4000 Jahre, möglichst noch für alle Zeit ungestohlen schlummern würden? Wo hört die Archäologie auf und fängt das Ausnehmen an, das Plündern? Am liebsten würde man natürlich die unberührten Leichen von unberührten jungen Mädchen zeigen, Schwimmweste überm Abendkleid, der Ozelot noch um die schimmernde Schulter, alles erhalten – aber alles ist leider aufgefressen von Krebsen und scheußlichen langen Würmern, die wir zu sehen bekom-

men, von respektlosen Fischen und Bakterien, die sich alle in 3.800 Metern Tiefe wohlfühlen. Mir allerdings geht es anders, mir wird flau, und was zum Teufel soll ich mir hier eigentlich klarmachen angesichts hunderttausend anderer Schiffsuntergänge?

Diese Ausstellung macht uns nach 76 Jahren noch zu nekrophilen Voyeuren, der nächsten wird es dann gelingen, in die Seelen der toten Passagiere zu blicken. An einer kritischen Stelle aber, wenn mir dies alles zu weit geht, möchte ich meine Vorstellung bremsen dürfen, die Phantasie deckeln, die Toten in Ruhe lassen, die schwer zu begreifende, alles erfassende Vergänglichkeit traurig, vielleicht niedergeschlagen annehmen. »Sotheby's versteigert Titanic-Stücke. Die Welt ist nach wie vor im Titanic-Taumel. Daraus wollen jetzt auch Besitzer von Originalen vom Unglücksschiff mit Hilfe des führenden Auktionshauses Sotheby's Kapital schlagen. Am 1.4. kommen in London im Rahmen eines Nautiquitäten-Sales einige Gegenstände unter den Hammer, u.a. eine goldene Uhr, zwei Postkarten und drei Spielkarten mit der Flagge von White Star Line, der Reederei des Luxusliners. Die Karten sind auf sage und schreibe 25.000 bis 30.000 Pfund getaxt und werden versteigert im Auftrag eines Enkels eines überlebenden Passagiers.« So zu lesen im Platow-Brief (vom Freitag, 13. März 1998), den affigen »aktuellen Background-Informationen aus Politik und Wirtschaft.« Na, das lohnt sich doch, sagt man sich, also wenn mein Opa überlebt hätte – vermutlich weil er auch irgendeine Frau, die noch reinwollte, vom Rand des vollen Rettungsbootes ins Wasser zurückgeschubst hätte, und wieso hat er überhaupt dringesessen, wo doch nur Frauen und Kinder – egal, egal, wenn ich sowas geerbt hätte, bedauert der von Skrupeln dieser Art Unberührte, würde ich es auch für so viel schönes Geld, sogar für viel weniger schon verkaufen, ganz schnell. Denn ist die Uhr echt, was hier heißt, daß sie auch echt abgesoffen war? Oder ist sie einfach von 1900?

Noch eine Szene. »Was wäre passiert,« fragt mich mein Neffe, der junge Schiffbauingenieur, und beschwört damit eine der tausend rettenden Illusionen, »was meinst du, wenn die voll draufgehalten hätten, geradeaus weitergerauscht wären, als der Eisberg vor ihnen stand und sie sich auf der Brücke sagen mußten, da kommen wir nicht mehr drumrum?« Ich mache nur große Augen. »Alles wäre auf die Schnauze geflogen,« lacht er, der Techniker, »der Pott total gestaucht, auch ein Wrack, aber oben geblieben!« Da hätte ich Lust, wäre ich ein Filmemacher, diesen elften oder zwölften Spielfilm zu drehen: Schiff kaputt, aber es schwimmt, 300 Knochenbrüche, aber alles geht doch gut aus, die Schöne und ihr Leonardo kriegen sich, der überflüssige Ehemann bricht sich hoffentlich das böse Genick – Pretty Woman andersherum. In der soweit wohlwollenden Besprechung des Titanic-Filmes der FAZ hieß der letzte Satz, man könne auch zuhause bleiben. Ich weiß nicht. Und ich weiß es auch bei dieser Ausstellung nicht.

ASMUS PETERSEN